

Nr. 10. Bromberg, den 15. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(15. Fortsetzung.)

Der Apotheker war recht zufrieden und er wurde es noch mehr, als man bei Beendigung des Mahls feststellte, daß kein Trinkgeld gegeben werden mußte. Man zahlte nicht an den Kellner, sondern erhielt von ihm nur eine Rechnung, die man der am Eingang sitzenden Kassiererin beglich.

„Ich bin nicht geizig," erklärte er, als sie das Lokal verließen, „aber das gefällt mir. Ich ärgere mich immer darüber, daß ich eine Leistung bezahlen soll, zu deren Bezahlung der Wirt verpflichtet ist. Das sind ungesunde Zustände. Die Schotten sind viel praktischer als wir."

Minchen Enkelmann hatte während des Essens nicht gesprochen. Sie war vollauf mit dem Essen selbst beschäftigt gewesen, da der Kellner ihr die Schüsseln immer zuerst gereicht hatte. Es war nicht leicht, sich immer die größten Stücke auszusuchen und trotzdem so schnell zu essen, daß man noch ein zweites Mal nehmen konnte. Auch mußte sie noch an Herrn Langbein denken. Warum verlobte er sich gerade mit der langweiligen, dummen Liese Müffelmann, mit ihrer besten Freundin? Natürlich hatte er es schon früher mit ihr gehalten; denn so schnell verlobt man sich nicht. Aber mit ihr hatte er sich Rendezvous gegeben! Das war Männertreue.

Dr. Heinicke machte den Vorschlag, den Abend in einem Unterhaltungslokal zu beenden. Die Auswahl war nicht groß. Da im Sommer alle Theater geschlossen waren, blieben nur die Musikhalls übrig.

„Si omnes consentiunt, ego non dissentio", sagte Dietrich Overweg.

Die anderen dachten ähnlich, doch in deutscher Sprache.

Nach einer halben Stunde hatten sie genug und waren froh als sie wieder auf der Straße waren. Es war scheußlich gewesen. Eine große mit Menschen dicht gefüllte Halle hatte sie aufgenommen, in der aus tausend Shagpfeifen blauer Qualm aufstieg. Dazu eine von schwitzenden Männern, von schlecht parfümierten Frauen geschwängerte Luft, in der ihre an die Seeluft gewohnten Lungen kaum hatten atmen können. Auf der Bühne hatten Männer in Hochländertracht gesungen und den Dudelsack bearbeitet. Doch von dem, was sie sangen, konnte man kein Wort verstehen.

„Gott sei Dank!", sagte Herr Elterlein, „sonst wäre es noch schlimmer gewesen." Er war als erster aufgestanden und promenierte schon auf der Straße auf und ab, als die anderen sich noch bemühten, die Niggersongs zu verstehen. Er stand lieber draußen und schaute hinauf zum Castle, das als blauschwarze Silhouette gegen die Nacht stand.

Endlich waren alle wieder auf der Straße.

„Was nun?" sagte Hedda, „wollen wir aufs Schiff gehen und uns schlafen legen?"

„Das wird das Gescheiteste sein", bestätigte Dr. Heinicke. „Morgen ist auch noch ein Tag."

Doch der Apotheker wollte vom Schiff nichts wissen. „Ich will einmal wieder in einem richtigen Bett schlafen, in dem ich nicht Angst zu haben brauche, daß mir jemand auf den Kopf fällt. Ich will in ein Hotel."

Da seine englischen Sprachkenntnisse nicht ausgereicht hätten, diesen Wunsch zu erfüllen, wurde beschlossen, ihm das Geleit zu geben.

Im British Hotel an der Prinzeßstreet fand der Apotheker, was er suchte. Das Hotel, das dem Scott-Denkmal gegenüber lag, machte einen respektablen Eindruck. Man wünschte einander Gute Nacht, verabredete für den nächsten Tag ein Zusammentreffen um zwölf Uhr vor dem Hotel und trennte sich.

Als Hedda in ihre Kabine kam, fand sie eine Überraschung vor. Auf ihrem Bett lag ein großer Rosenstrauß. Sie nahm ihn in die Hand, sah ihn verwundert an. Wer schenkte ihr hier Rosen? Minchen Enkelmann, die neben ihr stand, wußte sofort Bescheid. Natürlich der Oberlehrer. Das war nicht schwer zu raten. Doch die kleine Stewardeß, die auf den überraschten Ausruf Heddas herbeigekommen war, verneinte.

Nein, von dem Herrn Lehrer seien die Blumen nicht. Aber wer sie geschenkt habe, dürfe sie nicht sagen.

Hedda zeigte auf Frau Enkelmann, die auf ihrem Bett lag. Sie hatte die Nachthaube über das Gesicht gezogen und schlief nach dem Telegramm, das ihr solch große Erleichterung gebracht hatte, tief und geräuschvoll. Doch die kleine Stewardeß lachte, schüttelte den Kopf und lief hinaus. Da nahm Hedda die Blumen und trug sie in den Salon.

Dietrich Overweg schlief im British Hotel den bekannten guten Schlaf den alle ehrlichen und anständigen Menschen schlafen, wenn sie gesund sind, ein gutes Bett und ihr reichliches Auskommen haben und nennenswerte Sorgen ihr Herz nicht beschweren. Dietrich Overweg hatte keine Sorgen. Er hatte alles, was er brauchte und er würde, wenn er in vier Wochen heimkehrte, eine schöne Linie auf seinem Globus ziehen können. Galoppreiten würde man auf Island ganz gewiß nicht. Tante Therese ritt nicht Galopp und auf den Kopf würde ihm heute Nacht auch niemand fallen können.

In der siebenten Morgenstunde hatte er ausgeschlafen. Behaglich dehnte und streckte er sich in dem riesigen Bett, das, wie ihm der Zimmerkellner verraten hatte, eigentlich für zwei Personen bestimmt sei.

„Wir haben nur Doppelbetten. Alle Hotels in Edinburgh haben nur Doppelbetten."

Dietrich Overweg rekelte sich in seinem großen Bett. Er befand sich in jenem halbwachen Zustand, in dem der Mensch zum Schlafen nicht mehr müde, zum Aufstehen noch nicht munter genug ist. Wer in dieser Verfassung aufstehen muß, weil sein Dienst beginnt, weil er sein Geschäft aufmachen oder weil er auf den Bahnhof gehen muß, um seine Schwiegermutter abzuholen — die richtigen Schwiegermütter kommen immer mit den Frühzügen — ist übel dran und schlechter Laune. Wer aber liegen bleiben kann, fühlt sich sehr wohl. Er denkt an alles Liebe und Gute, das ihm die letzten Tage beschert haben und an das noch Bessere, das ihm der heutige Tag unfehlbar bringen muß. Dietrich Overweg dachte an die Beine der jungen Däninnen. Ob die Schottinnen eben so gut gebaut waren? Es würde ihn interessiert haben, das festzustellen vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus.

Den Seinen gibt es der Herr im Schlafe, manchen auch im Halbschlafe. Dietrich Overweg hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als prompt wie im Märchen die Tür sich öffnete und eine große, schlanke, hochbusige Maid ins Zimmer trat. Sie trug einen enganliegenden, fußfreien schwarzen Rock, eine schwarze Bluse, die ihre volle Formen straff umspannte, und auf dem flammend roten Haar kokett ein weißes Häubchen. In der Hand hielt sie ein kleines Tablett, auf dem ein Glas gemilchten Tees und ein Porzellankännchen standen.

Bevor der Apotheker sich von seinem Erstaunen erholen konnte, war die Hochbusige wieder verschwunden, lautlos, wie sie gekommen war. Nur das Tablett auf dem Tisch bezeugte, daß sie ein Wesen aus Fleisch und Blut gewesen war.

Langsam erhob er sich, schritt zum Tisch, nippte vom Tee. Er war ausgezeichnet. Dann schaute er in die Kanne. Sie enthielt heißes Wasser. Er verstand. Die Schotten sind ein praktisches Volk. Sie wollen ihre langwierige, zeitraubende Toilette nicht mit nüchternem Magen machen, sondern trinken vorher, im Bett noch ein Glas Tee. Das war eine vernünftige Einrichtung. Aber noch vernünftiger war, daß sie vor dem Tee heißes Wasser tranken. Das beste Mittel, um die Verdauung zu regeln, ist ein Glas warmes Wasser, morgens nüchtern getrunken. So lange man das tut, wird man mit seinem Magen immer zufrieden sein. Auch mit Hämorrhoiden hat man sich nicht zu qualen, so lange man dem Wasser treu bleibt. Die Schotten sind ein sehr kluges Volk.

Langsam trank er in kleinen Schlucken das heiße Wasser. Es schmeckte ein wenig laugenhaft. Sogar eine Messerspitze voll Karlsbader Salz hatten sie bereits dran getan.

Dann nahm er den Tee, kleidete sich an und ging hinunter in den Frühstückssaal. Der Oberkellner führte ihn an ein kleines Tischchen und reichte ihm schweigend die Frühstückskarte:

Coffee, tea, cocoa, ham and eggs, fish, beefsteak, apple-tartlets.

Er nickte und zeigte mit dem Finger auf Coffee. Er hatte nicht gedacht, daß Englisch so leicht sei. Er hatte fast alles lesen können. Sogar, daß apple-tartlets Apfeltörtchen waren, hatte er herausgebracht. Nur das „ham and eggs" konnte er nicht enziffern, und auch die lange Erklärung des Oberkellners brachte ihm keine Erleuchtung. Als der Servierkellner ihm das Gericht brachte, wußte er, warum. Es war ein fremdländisches Gericht das er noch niemals gegessen hatte. Teils schmeckte es nach Eiern, und teils nach Schinken, und teils nach beiden zusammen.

Als er mit dem Essen fertig war, wußte er auch, weshalb die Schotten um ihre Verdauung so besorgt waren. Er war so satt, daß er sich kaum bewegen konnte. Er bewegte sich aber doch in das Schreibzimmer hinein, um Herrn Thomas eine Ansichtskarte zu schicken. Dann nahm er seinen Hut und Schirm, um die Karte zum Kasten zu bringen. Die Post war nur wenige Häuser entfernt in derselben Straße. Das hatte er gestern festgestellt.

Von der Post aus bummelte er durch die Hauptstraßen. Es war erst zehn Uhr und um zwölf Uhr wollten ihn die anderen abholen. Was sollte er solange anfangen? Am liebsten würde er in ein Café gehen und Zeitungen lesen. Deutsche Zeitungen gab es überall und wenn er Glück hatte, fand er sogar seine Berliner Zeitung. Er hätte gern gewußt, wie der Roman weiterging. Jetzt stand der Defraudant gerade vor dem Spiegel und hielt die Pistole gegen die Stirn. Es ist eine häßliche Angewohnheit der Zeitungen, den Roman immer dort abzubrechen, wo er am interessantesten ist.

Auch eine wichtige Besorgung lag ihm noch ob, die er beinahe vergessen hätte. Der Einkauf der Reiseandenken. Daß er daran noch gar nicht gedacht hatte! Wer würde ihm später glauben, daß er einmal in Edinburgh gewesen war, wenn er keine Beweise beizubringen vermochte? Vor einem Schaufenster blieb er stehen. Sein erfahrener Blick sagte ihm, daß er hier das Gesuchte finden würde. Erfahrung ist im Leben alles. Schon nach zehn Minuten war er wieder auf der Straße. In seiner Manteltasche, bauschig ausgestülpt, ruhten ein Federhalter mit einer Ansicht der Prinzeßstreet, ein kupferner Becher, der in getriebener Arbeit das Castle als Medaillon trug, und eine zinnerne Nadelbüchse, zu der der gotische Turm des Scottdenkmals hatte Model stehen müssen.

Jetzt konnte er auch ins Café gehen. Suchend geriet er in eine Nebenstraße. Denn in der Prinzeßstreet hatte er kein Café gefunden. Plötzlich stockte sein Fuß vor einem Schaufenster, in dem zwei große Flaschen mit blau- und rotgefärbtem Wasser standen. Über der Eingangstür prunkte ein großer Pillenmörser aus Bronze.

Eine Apotheke!

Schon hatte er die Klinke in der Hand, hatte sie niedergedrückt, war eingetreten. Gewürzige, heimische Luft schlug ihm entgegen. Auf den Regalen standen zahlreiche Flaschen und Büchsen mit weißen Porzellanschilden und schwarzen Buchstaben. Auch die Wage war da, die große Handverkaufswage und die kleinere Rezepturwage.

Auf den Schildern standen die nämlichen lateinischen Namen, die auch bei ihm daheim auf ihnen zu lesen waren. Glücklich trat er näher. Hier konnte man sich verständigen; hier brauchte er keinen Dolmetscher. Hier sprach man lateinisch.

„What can I do for you?"

Ein kleiner dicker, glattrasierter Herr mit goldner Brille schaute ihn fragend an.

Er nickte. Auch das hatte er verstanden, aus dem Tonfall heraus.

„Sebum salicylatum. Aqua sulfuris seu Kummerfeldi, Sapo picis."

Salizyltalg, Schwefelwasser oder Kummerfeldsches Waschwasser, Teerseife.

Der kleine Dicke lächelte verbindlich. Er hatte kein Wort verstanden. Overweg wiederholte: „Sebum salicylatum. Aqua sulfuris, Sapo picis."

Der kleine Dicke blickte ratlos.

Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Auch Latein ist nicht immer Latein. Es kommt auf die Aussprache an. In Schottland spricht man es englisch aus.

Overweg wußte sich zu helfen. Er hatte bereits die Kruken und Kästen entdeckt, die die von ihm geheischten Dinge enthalten mußten. Mit einem Schritt war er hinter dem Ladentisch und nahm, bevor der Kleine ihn hindern konnte, die Kruken vom Regal.

„Ich Apotheker, ich auch Apotheker." Er zeigte auf sich mit dem Finger. Jetzt endlich war die Brücke geschlagen. Der Bebrillte dienerte und tauschte einen kräftigen Händedruck mit ihm, murmelte etwas Unverständliches. Aber Overweg verstand ihn doch. Wo Gefühle reden, sind Worte überflüssig. Als sie sich trennten, waren beide miteinander zufrieden. Overweg hatte alle Taschen voll mit Salben und Fläschchen. Er hatte gar nicht gedacht, daß es so viele Dinge gab, die er trotz seiner dreißigjährigen Praxis nicht kannte. An Stelle des Hirschtalgs hatte der Kollege ihm drei Salben und vier Tinkturen gegeben, die alle besser waren. Vor dem Reiten, während des Reitens und nach dem Reiten zu gebrauchen. Mit Hilfe eines kleinen Lexikons hatte er ihm alles erklärt.

Auch der Bebrillte war zufrieden gewesen. Er hatte doppelte Preise genommen und einen hübschen Umsatz erzielt. Die deutschen Kollegen sind nette Menschen. Wenn er einem ihrer Klubs als korrespondierendes Mitglied beitreten könnte, würden alle zu ihm kommen. Er beschloß, bei dem britischen Konsul in Berlin anzufragen, ob ein solcher Klub existierte.

Dietrich Overweg stand vor der Apotheke, befühlte seine Tasche und schaute unschlüssig die Straße hinunter. War er von rechts oder von links gekommen? Gleich um die Ecke mußte die Prinzeßstreet liegen und da war auch sein Hotel. Auf gut Glück schlug er eine Richtung ein und ging geradeaus.

Man geht immer falsch, wenn man auf gut Glück geht. Als er nach einer halben Stunde die Prinzeßstreet noch nicht zu Gesicht bekam, merkte er, daß er sich verlaufen hatte. Er stand auf einem großen Platz, auf dem er noch nicht gewesen war. In der Mitte des Platzes war ein kleiner Garten, um den ein Gitter lief. Eine kleine Eisentür, die das Gitter an einer Stelle unterbrach, war geschlossen.

Er drückte die Klinke nieder. Er wollte eintreten, um auf einer Bank seine Karte von Edinburgh zu entfalten, die er vorsorglich mitgenommen hatte. Vielleicht würde er sich mit Hilfe der Karte orientieren können. Doch die Tür blieb verschlossen.

Ratlos stand er, noch halbgebückt mit der niedergedrückten Klinke in der Hand. Sollte er seine Karte auf der Erde ausbreiten?

„You do not have your key?"

Harte, heisere Kehllaute schlugen an sein Ohr. Aufschauend sah er in ein mageres, langes Frauengesicht, mit Fischaugen und großen gelben Vorderzähnen, die aus dem breiten Munde wie Fangzähne standen. Die Frau trug ein langes, braunes Gewand, das glatt von der Schulter herabhing, wie ein Sack, an den Ärmel genäht worden waren. Sie sah aus, wie ein großer Bleistift, an den man oben einen Kopf, unten ein Paar Füße angeklebt hatte. Sie war sehr lang, am längsten waren ihre Füße.

„You do not have your key?"

Er riß seinen Hut vom Kopf.

„Entschuldigen Sie gütigst, meine Dame. Aber ich verstehe nicht englisch."

Ein freundlicher Blick traf ihn.

„Oh, well! German. I know. Ihr deutsch seid, yes?"

Er dienerte. „Freilich, . freilich. Natürlich. Deutsch. Ein Deutscher aus Deutschland, gewissermaßen. Daß Sie das gleich herausbekommen haben!"

Die Schottinnen waren nicht so schön, wie die Däninnen. Aber klug waren sie, sehr klug.

„Ich lieben die Germans, ich sprechen gut deutsch. Oh, yes. Ihr nicht hier wohnen, no?"

Er schüttelte den Kopf. „No, no. Nicht hier. Berlin. Ich will in mein Hotel. British Hotel, Prinzeßstreet."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hund als Verbrecher.

Humoreske von **Walafried Strabo.**

(Nachdruck verboten.)

In fröhlicher Jagdgesellschaft kam man auch auf Hunde mit verbrecherischen Anlagen und Ausbildungen zu sprechen.

„Ich habe einen Hund gekannt,“ sagte ein Rechtsanwalt, „der paßte mitten im Straßengewühl auf, ob sein Herr Taschendieb ihm ein frisch erbeutetes Diebsgut zuwürfe. Damit lief er dann spornstreichs heim. Wurde der Taschendieb auf frischer Tat abgefaßt, bestand er darauf, sofort untersucht zu werden, wobei sich natürlich herausstellte, daß er nichts bei sich hatte.“

„Ein Trick besteht auch darin,“ fuhr ein anderer fort, „daß der Dieb pakettragende Damen so stark anrempelt, daß sie das Paket fallen lassen. Der Hund ergreift's, läuft damit fort, sein Herr entschuldigt sich und verfolgt den Hund sogar selber im Interesse der geschädigten Person, natürlich so lange, bis Hund und er selbst — — verschwunden sind.“

— — „Da fällt mir ein Erlebnis ein, meine Herren,“ begann bedächtig der Forstmeister, „das ich in vertraulicher Runde doch auch einmal zum besten geben möchte, weil ein verbrecherisch veranlagter Hund dabei eine ganze Entlobungsgeschichte auf seiner schwarzen Seele hat . . . Der Hund gehörte mir . . .

Als ich noch Forstassistent in Bayern war — bekanntlich werden wir in Bayern zuerst Forstassessor und dann erst Forstassistent —, gehörte zu unserer Tafelrunde auch ein junger Fabrikbesitzerssohn, der zwar als sehr vermögend, aber auch als sehr lebenslustig galt. Er verstand es, das Herz der hübschen Erna von Haselhorst zu gewinnen. Sie liebte ihn und verlobte sich mit ihm auch. So schien alles in schönster Ordnung.

Nachträglich kam es heraus, daß er Schulden wie Heu hatte, er gedachte sie aber nach der Hochzeit mit Haselhorstschem Gelde abzustoßen . . .

Sein Verhängnis wurde leider mein Hund, ein ausgezeichneter Dobermann, den ich eines Tages von einem Polizeiwachtmeister geschenkt erhalten hatte. Wahrscheinlich war der froh ihn losgeworden zu sein. Dieser Hund war ein geborener Verbrecher. Oder er hatte einen solchen zum Lehrmeister gehabt! Jedenfalls: Zwei Tage führte ich den Hund im Städtchen spazieren, und bald kannte jedes Kind das lebhafte Tier.

. . . Auch Fräulein von Haselhorst kannte es . . . leider war ich schon am ersten Tage als glücklicher Hundebesitzer auch an ihrem Hause vorübergegangen, traf sie, hatte sogar vertraulich mit ihr geplaudert und dabei nur von dem Hunde gesprochen. Der stand dabei, wandte kein Auge von uns, und beschnupperte die Dame auf eigentümliche Art — —“

— „Aha!“ — fiel dem Forstmeister jemand in die Rede. Der lächelte aber verständnisvoll und meinte nur:

„Nicht, was Sie denken, Herr X., ich wollte dem jungen Bräutigam durchaus nicht über den Weg wechseln, im Gegenteil, wir wären alle froh gewesen, wenn er sobald wie möglich unter die Ehefittige kam . . . Ich selbst hatte keine Absichten. — Doch weiter: Eines Tages sitzen wir auch in gemütlicher Runde, ich weiß meinen Hund vor dem Ofen und schmauche gemütlich mein Pfeifchen . . . Da sehe ich den Hund plötzlich, etwas Schwarzes im Maule haltend, die Türklinke öffnen und spornstreichs hinauseilen. Alles Anrufen half nichts . . . Er legte die spitzgeschnittenen Ohren etwas an, kümmerte sich aber weiter nicht um meinen Zuruf.

— — Kommt da in der Nebenstraße auch mein Fräulein v. Haselhorst. Vor ihr bleibt er stehen, reibt die Schnauze an ihrem Fuß, läßt das schwarze Ding fallen und schaut zu ihr empor. Zuerst wagt sie vor dem Hund kaum sich zu rühren. Endlich, auf wiederholtes Fußlecken, faßt sie sich ein Herz und hebt den Gegenstand auf. — — War es eine Brieftasche, die Brieftasche des jungen Fabrikbesitzers, die mein vierbeiniger Verbrecher in unserem Gastzimmer aus der Manteltasche des jungen Bräutigams gestohlen hatte.

Fäulein v. Haselhorst, den Besitzer der Tasche ausfindig zu machen, untersucht die Brieftasche daheim, indes der Hund längst wieder bei mir am Ofen des Gastzimmers liegt und auf neue Taten sinnt.

Da kam die ganze Liebes- und Verlobungsgeschichte in ein bedenkliches Stadium. In der Brieftasche befanden sich Wechsel, unbeglichene Schuldscheine und noch so allerhand, — kurzum, die Dame zog es vor, die Verlobung sofort aufzulösen . . .“

Der Forstmeister schwieg und nahm einige kräftige Züge aus seiner Pfeife.

„Ja, das ist ja alles ganz richtig, Herr Forstmeister“, warf der Rechtsanwalt ein, „mir bleibt nur eins unklar an der Geschichte, warum der Hund die Brieftasche ausgerechnet der Braut des Besitzers zu Füßen legte!“

„Nein, das ist mir gar nicht rätselhaft“, entgegnete der Forstmann. „Da ich die Dame tags vorher auf der Straße durch Händedruck begrüßt und mich mit ihr ausschließlich über den Hund unterhalten hatte, glaubte das verbrecherische, gut abgerichtete Tier, sie sei mein Helfershelfer, dem er das gestohlene Gut abzuliefern habe . . .“

„Na — und? Wie geht die Geschichte weiter?“ forschte ein anderer, lebhaft interessiert.

„Nicht viel weiter, als daß der entlobte junge Mann am anderen Tage zu mir kam und bat, ich möchte ihm den Hund verkaufen. So etwas Originelles habe er noch nicht gesehen . . . Na, ich war froh, wie ich den Verbrecher auf Pfoten loswurde!“

Der Forstmeister schwieg, und es war an dem Abend nichts weiter aus ihm herauszubringen, als das eine: „Fräulein v. Haselhorst war wie gebrochen, und bis vor mehreren Jahren war sie jedenfalls noch nicht verlobt. Ich möchte doch noch erleben, wie das mit dem jungen Manne weitergegangen ist. Ich habe seine und meines Hundes Spur verloren . . .“

*

Einige Monate nach diesem merkwürdigen Gespräche hatte der Forstmeister in der Landeshauptstadt zu tun.

Wie er so durch die Straßen geht und in die breite Hauptstraße einbiegt, sieht er plötzlich einen Dobermann an sich vorüberwandeln, der ein Körbchen im Maule trägt. „Genau wie meiner“, denkt er. Da sieht er auch schon einen Herrn vor sich den Mund spitzen und den Hund zurückpfeifen.

Der Forstmeister sieht sich den Herrn an . . . War das möglich? Das muß doch der Fabrikbesitzerssohn von damals sein! Er spricht ihn an. Richtig. Und bald sitzen sie bei einem Fläschchen Wein beieinander.

— — „Der Hund? Das ist schon wieder die zweite Generation! Ich habe auf guten Stammbaum gehalten . . .“ sagte er, nachdem alte Erinnerungen ausgetauscht waren.

„Na, und — — —?“

„— Derselbe Verbrecher!“ war die lakonische Antwort.

„So.“

„Ja. Da hilft nur eins: Entweder Maulkorb oder Tragkorb ins Maul.“

„Ja, warum schaffen Sie ihn nicht ab?“

„Aus Dankbarkeit.“

Des Forstmeisters Augen wurden groß.

„Wissen Sie's nicht, Herr Forstmeister? Das damalige Fräulein v. Haselhorst ist doch noch meine Frau geworden! Im vorigen Jahre haben wir erst geheiratet. Sie kommt nachher, um mich abzuholen.“

Der Forstmeister trank hastig einen kräftigen Schluck. „Menschenskind“, sagte er dann, „da wäre mir aber eine große Sorge vom Herzen!“

„Wieso?“ — „Ich habe mir immer Vorwürfe machen müssen, durch meinen verbrecherischen Hund ein Glück zerstört zu haben.“

„Keineswegs, Herr Forstmeister! — Also lassen Sie sich erzählen: Ich sitze mit dem Sprößling Ihres Hundes im vorigen Jahre im Café Langrock drüben in der Bärengasse. Da sehe ich zum ersten Male nach dem Kriege Fräulein von Haselhorst! Sie kommt herein, legt ihren Mantel ab und der Ober hängt ihn an den Kleiderständer. Was tun? — denke ich. Ich liebte sie noch immer, und da ich annahm, daß sie in der Inflationszeit um all ihren Mammon gekommen war, ich mich aber längst von Schulden befreit und in eine gute Stellung emporgeschwungen habe, wollte ich eine Wiederannäherung versuchen.

Der Hund, der Verbrecher, sollte mir in etwas eigenartiger, aber auch wieder interessanter Weise helfen.

Fräulein Haselhorst hatte mich nicht bemerkt oder nicht erkannt. Ich schrieb ein Kärtchen und bat um Gewährung einer kurzen Unterredung, ließ den Hund das Kärtchen beschnuppern, steckte es in meine vorher entleerte Brieftasche, pirschte mich unbemerkt an den Mantel der Dame heran, der fast neben meinem hing, steckte die Tasche eine Weile in ihren Mantel, dann in meinen — und überließ alles weitere dem Hunde. Ich kettete ihn los, gab ihm ein Zeichen, er nahm die Brieftasche aus meinem Mantel heraus, sprang dann immer an dem Mantel der Dame empor, um sie dort hineinzubringen. Das gelang ihm aber nicht. So sprang er weiter knurrend daran hinauf, bis Fräulein v. Haselhorst aufmerksam wurde. Ich sah hinter meinem Mokka seelenruhig zu.

Sie wurde von roter Glut übergossen, als der Hund ihr winselnd die Brieftasche zu Füßen legte. Ihr stiegen alte Erinnerungen auf. Und das wollte ich gerade . . . Verstehen Sie? Sie nahm die Brieftasche und ging damit an ihren Platz. Der Hund folgte ihr und schaute ihr immerfort treuherzig in die Augen. Sie las . . . lächelte . . . lachte dann und — — sah sich suchend im Café um.

Da war mein Augenblick gekommen. Ich pfiff leise. Sofort stand der Hund neben mir, und ich legte ihn sofort an

die Leine. Fräulein v. Haselhorst — — doch, das geht Sie nichts weiter an, Herr Forstmeister, genug, wir sind heute ein glückliches Paar . . ."

*

In dem Augenblick öffnete sich die Tür des Cafés, und seine Gattin, Erna, geb. Haselhorst, trat ein. Sie war eher noch etwas schlanker als ehedem. Sie sah sehr glücklich aus..

„Dem Hunde wollen wir das Gnadenbrot geben, bis an das Lebensende. Aber mit ihm soll und muß dieses verbrecherisch veranlagte Hundegeschlecht doch endlich aussterben!" sagte sie im Laufe des Gesprächs zum Forstmeister. „Diese Rasse stiftet mit ihrem Verbrechertum doch mehr Entlobungen als Verlobungen. Und das wollen wir verhindern!"

*

Wie die Frau Forstmeister abends die Manteltasche ihres Gatten untersucht, ob er ihr wohl ein hübsches Täfelchen Schokolade mitgebracht, findet sie eine braune Brieftasche darin. Sie ist nicht eifersüchtig. Aber das ist ihr doch verdächtig. „Wo bist du denn in der Stadt gewesen, Männe?" sagt sie und hält ihm die fremde Brieftasche unter die Nase.

Der Forstmeister stutzt.

„Wo hast du denn die gefunden?" — Sie sagt's und zieht ein nicht gerade sehr freundliches Gesicht dazu . . . „und du wirst nicht leugnen können, Männe — es ist ein Damentäschchen . . ."

„Donner nicht noch eins!" ruft der Forstmeister und schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Den Streich kann mir kein anderer als der vierfüßige Verbrechernachkomme gespielt haben! Komm, Alte, sei gescheit," — dabei faßt er sie scherzend um die Hüfte — „ich will dir erzählen, von einem glücklichen Paar und seinem Hunde! Aber das sage ich dir gleich im voraus: Ein Dieb in Hundegestalt soll uns beide nicht auch noch auseinanderbringen — wie die zwei . . . damals — vor 20 Jahren . . ."

— — — Das braune, zierliche Brieftäschchen gehörte der glücklichen Frau, geborenen von Haselhorst . . .

Gilte, der Kutscher.

Erlebtes aus Italien von Fritz Sänger.

Ich war von einem römischen Droschkenkutscher betrogen worden. Ich schwor, mich nicht mehr betrügen zu lassen. Bald darauf war ich am Hauptbahnhof und mußte mit einem Handkoffer nach der Peterskirche, und wollte jetzt ganz sicher gehen; also frug ich den nächsten: was kostet es nach der Peterskirche?

„Sieben Lire, mein Herr, auf Ehrenwort, es geht nicht billiger als sieben Lire."

„Gut, sieben Lire — — sie—ben Lire, aber auch keinen Centesime mehr!"

„Es geht ganz gewiß nicht billiger."

Da mir das sehr wenig schien, machte ich mit ihm einen schriftlichen Vertrag.

Er schaltete den Meßapparat ein und los ging's. Wir fuhren, ich sah immer auf die Skala vor mir, sie zeigte zwei Lire — —zwei Lire dreißig — — — eine Ewigkeit, zwei Lire sechzig, ich hielt fest meinen Vertrag in den Händen. Immer weiter; als wir endlich bei St. Peter ankommen, steht das Ding auf vier Lire neunzig.

Rasch stellte er auf Null und hielt mir seine Abschrift meines Vertrages vor die Augen. Ich bezahlte und ging — — aber ich schwor mir dreimal, das nächste mal sollte mich der Kutscher nicht wieder erwischen.

Ich holte in einer Villa noch ein Gepäckstück zu meinem Handkoffer, den ich schon hatte, dazu, nahm auf dem Petersplatz eine Droschke und fuhr nach dem Pantheon. Ich hatte nichts ausgemacht, kein Wort gesprochen und sah nur auf die Taxuhr. Endlich komme ich an. Drei Lire fünfzig. Zuschlag für Gepäck fünfzig. Ich zahle und will gehen.

„Ach, verzeihen Sie, mein Herr, ich nicht aben gesehn, daß Sie aben Gepäck zwei Stück, kostet natürlich eine Lire mehr. Verzeihen Sie, daß ich nicht abe gesehn."

Ein zu lieber Kerl, dachte ich, gab ihm die Lire und weil er so nett gebeten hatte, noch eine Lire Trinkgeld dazu.

Er fuhr vergnügt davon.

Der Wirt sagte mir, daß zwei Stück Gepäck nur eine Lire kosten.

Ich schwor nicht mehr, mich erfaßte eine Wut, daß ich nur noch stumm geloben konnte.

Sechs Stunden nachher mußte ich wieder mit einer Droschke mit meinen beiden Handkoffern fahren. Ich setzte mich hinein, ohne ein Wort zu sagen, es war jetzt in Neapel; ich fuhr vom Bahnhof nach dem Hafen. Eine entsetzliche Straße, für die es in der übrigen Kulturwelt kein Gegenstück gibt. Mittagshitze im Hochsommer. Der Weg war unendlich, die Pferde, es waren zwei, trotteten müd' aber pflichtbewußt durch Staub und Hitze. Endlich sah ich in einer Entfernung von etwa dreihundert Metern den Hafen.

Plötzlich stopp!

Es ging nicht mehr.

Da ich Zeit hatte, blieb ich ruhig sitzen. Mein Kutscher sprang vom Sitz und arbeitete am Geschirr des rechten Gaules; kam nach einer Minute zu mir, entschuldigte sich mit der traurigsten Miene, die ein Droschkenkutscher haben kann, es sei ihm das Geschirr des Pferdes zerbrochen, er könne nicht weiter fahren.

Ich bat, doch die paar Meter mit dem einen Pferd zu machen — — —

Es ginge nicht, es täte ihm so leid und er hätte selber den Verlust dadurch, da er nicht weiter fahren könne usw. Schließlich sah ich das auch ein, stieg aus, er bekam sein Geld und ein übliches Trinkgeld, winkte einem anderen, der mich in Empfang nahm. Ich mußte nun für die paar Meter die Grundtaxe bezahlen mit zwei Lire, außerdem das Trinkgeld des zweiten.

Als ich ausstieg, war der andere immer noch auf dem Platz und sah auf seinen Gaul mit dem zerbrochenen Geschirr.

Ich fertigte den zweiten ab, er fuhr zurück zum ersten und nun sah ich, wie sie miteinander das Geld, das ich dem zweiten gegeben, teilten, heimlich lachten und vergnügt davonfuhren. Erst nach einigen Minuten verstand ich das von vornherein abgekartete Spiel. — — Seitdem aber gab ich es auf. Diese Leute sind uns so überlegen, daß es keinen Sinn hat, sich mit ihnen in einen Kampf einzulassen. Ich rechne von vornherein die doppelte Taxe und bin dann glücklich, wenn der Schwindel, den sie immer so oder so machen, nicht ganz so teuer ist.

Bunte Chronik

* **Was englische Könige für den Theaterbesuch zahlten.** Die Königin Elisabeth von England pflegte für eine Theatervorstellung in Whitehall 65 Taler zu zahlen. George IV. erlegte jedesmal, wenn er ein Theater besuchte, einen Eintrittspreis von 115 Talern. Wilhelm IV. hingegen vergütete 140 Taler und die Königin Viktoria zahlte für einen Theaterbesuch etwa um die Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts den gleichen Preis.

*

* **Eine gewagte Wette.** Ein Student David Goldstein von der Columbia-University hat gewettet, so lange seiner Universität treu zu bleiben, bis diese die Cornell-University im Fußballspiel besiegt habe. Auf diesen Sieg wartet er nun schon im fünften Jahre. Vielleicht wird er ein „ewiger Student".

*

* **Die heiratslustigen Engländer.** Köln ist von den Engländern sieben Jahre hindurch besetzt gehalten worden. In diesen sieben Jahren sind nicht weniger als 1400 Eheschließungen zwischen britischen Soldaten und deutschen Mädchen geschlossen worden. Etwa jeden zweiten Tag also ist eine solche Ehe geschlossen worden. Viele dieser Ehemänner sind infolge der Verringerung der Besatzung aus dem britischen Heeresdienst ausgeschieden und leben nun als Zivilpersonen in Köln.

Lustige Rundschau

* **Wozu?** Ein Mann kommt zum Arzt. Läßt sich untersuchen. „Glauben Sie, daß ich 100 Jahre werden kann?" — „Trinken Sie Alkohol?" — „Niemals." — „Rauchen Sie?" — „Ausgeschlossen." — „Essen Sie gern gut und viel?" — „Ich lebe vegetarisch." — „Bummeln Sie denn ab und zu?" — „Aber wo denken Sie hin?" — „Nun," meinte der Arzt, „wozu wollen Sie dann 100 Jahre alt werden?"

*

Wer den Schaden hat . . . Ein Auto geht bei einem Zusammenstoß mit der Straßenbahn vollständig in Trümmer. Seufzend betrachtet der Chauffeur, welcher unverletzt blieb, die Überreste seiner Maschine. Ein des Weges kommender Herr klopft ihm wohlwollend auf die Schulter und sagt: „Verkaufen Sie en détail!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.